

Unter der Lampe

Autor(en): **Müller-Partenkirchen, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **30 (1926-1927)**

Heft 11

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665737>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

spiel doch dieses bunte Leben war! Die Antwort hätte lauten müssen: „Er ist ein Reicher, ein Unabhängiger, ein Sicherer.“

„Habt Ihr noch oft gesungen?“ fragte sie. Des Schwaben Augen lachten. „Immer das

Lied von der Annemarie. Die andere hänt net z'sammeg'stimmt.“*)

*) Aus „Käuze“. Von Auguste Supper. Verlag Eugen Salzer, Heilbronn. Welches Büchlein hiermit unsern Lesern bestens empfohlen sei.

Unter der Lampe.

Von Fritz Müller-Partenkirchen.

Wir durften durch eine Fabrik gehen.

Ich blieb bei einem Stanzer stehen. Er stanzt bizarre Figuren aus. Achtzig in der Minute. Viertausendachthundert in der Stunde. Vierzigtausend im Tag.

Die platten Blechfiguren gingen durch die nächste Hand, durch die übernächste — vielleicht durch vierzig Hände, bis irgend ein Gefäß daraus ward. Es war gerade Vesperpause. Ich fragte den Stanzer: „Was wird aus den gestanzten Formen? — Er schüttelte den Kopf: „Ich weiß es nicht.“

Ich ging durch eine Bank. „Wieviel Angestellte?“ fragte ich meinen Führer. — „Sechshundertachtzig“, sagte er, und wurde abberufen. Ich wartete auf ihn. Neben mir strich ein Mann Zahlen in einem Register durch. Vor ihm lagen Pakete von Papieren. Deren Nummer strich er im Register. „Warum tun Sie das?“ fragte ich ihn halblaut. — „Weiß nicht“, sagte er, „ich kriego täglich die Pakete vom Depositenbureau und die Nummernliste vom Registerbureau, und dann habe ich die Nummern anzustreichen.“ — „Tun Sie das schon lange?“ „Sieben Jahre etwa.“

Wir gingen durch ein Elektrizitätswerk. Da stand ein Mann vor einem großen Schaltbrett. Lämpchen, Zeiger, Hebel, Uhren waren da. So oft in einer Reihe links ein Lämpchen aufglühte, ging der Mann nach rechts und warf einen Hebel herum. „Warum?“ fragte ich. — „Weiß nicht“, sagte er, „es geht mich auch nichts an.“

Ich erzählte alles das meinem alten Lehrer, das vom Stanzer, das vom Bankbeamten und das vom Mann am Schaltbrett.

„Keiner wußte, worauf im Grunde seine Arbeit auslief“, sagte ich, „ihr Auge, ihre Hand ist auf ein winzig kleines Teilgebiet eingestellt, links und rechts davon bleibt's dunkel, immer dunkel. Ist das nicht schrecklich?“

Er dachte nach.

„Die moderne Arbeitsteilung wird es so verlangen“, sagte er.

„Dann ruht ein Fluch auf der Kultur“, sagte ich.

„Es war nie anders“, sagte er langsam.

„Aber früher wußte doch der Schmied, der Schreiner und der Schreiber den Weg der Arbeit seiner Hände? Und wir geistigen Menschen können auch ermessen, wohin —“

„Zum Beispiel?“

„Sagen wir, der Schreiner früher bekam ein Bett bestellt. Er lernte den Besteller kennen, besprach mit ihm die Arbeit, bastelte, probierte, machte ganze Arbeit und wußte doch: das, was ich hier geschaffen habe, ist ein Bett.“

„Und weiter?“

„Was noch weiter?“

„Zu wissen, daß ein Bett ein Bett ist, will nicht viel bedeuten. Wußte er das Schicksal dieses Bettes? Was für Träume drin geträumt und was für Tränen drin geflossen? Welche müden und geschlagenen Rücken sich nach einem Jahre drin schlafen legen würden? Und vorher? Vielleicht, daß er zur Not die Wälder kannte, woraus das Holz zum Bett kam. Aber hatte er das Holz gefällt, verladen und geführt? Wußte er etwas vom Leben jenes Baumes, der das Holz gab? Von den Vögeln, die drin sangen? Von dem Wind, der jenes Samenkorn getragen hat, aus dem der Baum erwuchs?“

„Ja, wenn Ihr Eure Kreise so weit zieht —“

„Sie sind nicht weit. Es sind nur verschwindend kleine Teilstückchen, am unendlichen Woher — Wohin gemessen. Und eine große oder kleine Strecke durch Unendlich dividiert, das wird dir jeder Mathematiker verraten können, gibt stets denselben Bruch.“

„Nämlich?“

„Nämlich Null.“

„Um, bei der Hände Arbeit will ich's gelten lassen, aber bei euch als Lehrer —“

„— ist's nicht anders. Ich denke und ich spreche vom Ratheder —“

„Und ihr seht die Wirkung eures Wortes auf den Schüler!“

„Ach ja, was man so Wirkung heißt. Den Niederschlag davon in einer Hausarbeit, den seh ich schon. Was aber weiter? Weiß ich, was aus meinen Worten wirklich in der Brust des Schülers im Geheimen keimt und sproßt, was zertreten wird durch meine Worte, ob nicht meine Lehren mit dem Unkraut auch das Kraut ausraufen — weiß ich das? Ich kenne Fälle, wo ein langvergeßenes Wort des Lehrers noch nach vielen Jahren wieder aufstand und fruchtbar Furchen zog. Und ich kann mir Fälle denken, wo ein Wort zum Zeitvertreib unterirdisch wucherte und, als der Lehrer schon gestorben war, die Keule schwang und den Schüler erschlug. Weiß ich das alles, wenn ich heute vom Katheder rede? Und weiß ich rückwärts nur die Spur davon, aus welchen letzten Quellen mir die Worte fließen, die ich in der nächsten Stunde vom Katheder sagen werde? Wie oft nahm ich mir vor, in jener Stunde das und

das zu sagen, und es wurde ganz was anderes daraus.“

„Und ihr meint also?“

„Ich meine also, daß es nicht viel ausmacht, ob die Lampe der Kultur ein wenig höher oder tiefer über unsrer Arbeit aufgehängt ist.“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Der Lichtschirm einer nieder aufgehängten Lampe zeichnet einen kleinen hellen Kreis auf unsern Arbeitstisch, der einer hochgehängten Lampe einen etwas größeren. Aber links und rechts vom Lichtkreis ist das Dunkel und wird Dunkel bleiben in unendlich weite Ferne. Ob wir die Fragezeichen etwas näher oder etwas weiter an den Tischrand setzen können, lieber Freund, was liegt daran?“

„Und was bleibt uns übrig?“

„Uns in unserm kleinen oder großen Lichtkreis umzutun, so gut wir es vermögen und so lange über uns die Lampe leuchtet — nichts weiter.“

Aus Natur und Kultur.

Die „Polizisten“ unseres Körpers. In unserem Blut gibt es neben den zahllosen roten auch weniger zahlreiche farblose Blutkörperchen. Man hat in einem Kubikmillimeter etwa 9000 gezählt, was auf den ganzen Körper berechnet 50 Milliarden macht. Sie gleichen den sog. Amöben, den einfachsten Tieren, und bewegen sich wie diese durch Vorstrecken kleiner Fortsätze. Sie wandern mit dem Blut zu den Geweben, die sie nötig haben und die sie z. B. von Fremdstoffen befreien sollen. Wenn sich etwa in den Lungenbläschen Kohlenstaub angesammelt hat, so wandern sie dorthin, dringen mit ihren Fortsätzen zwischen die Zellen derselben oder dringen durch die Zellschicht der Lungenbläschen und „fressen“ gewissermaßen die Kohlenstäubchen auf, weshalb sie auch Fresszellen heißen. Dann geht es zu den Lymphdrüsen, wo es heißt: „Hier kann Schutt abgeladen werden“! Hier, als an einem unschädlichen Ort, geben sie den Staub ab und gehen zugrunde. Die Lymphdrüsen sind dann oft ganz schwarz von Kohle. — Sind Bakterien in den Körper eingedrungen, so wandern jene farblosen Blutzellen dorthin und gehen „in hellen Haufen“ zum Angriff gegen sie vor. Man hat den Eindruck großer Planmäßigkeit eines allseitig erfolgenden Angriffs, allein die Sache geht ganz

natürlich vor sich, und die Bakterien rennen selbst in ihr Verderben. Die Wanderzellen werden nämlich durch den chemischen Reiz von Stoffen angezogen, welche die Bakterien absondern, wandern also zwangsweise zu diesen hin. Bei ihnen angelangt, fressen sie sie auf. Diese Kämpfe spielen sich oft in Eiterherden ab, die voll von farblosen Blutkörperchen sind.

Wie die Bienen im Winter den Stock heizen!

Sie erstarren nicht etwa, sondern im Stock herrscht eine höhere Temperatur als draußen. Die Bienen hängen in dichten „Trauben“ an den Waben. Die äußeren halten durch ihre Behaarung die Kälte von den inneren ab; ist ihre Körpertemperatur aber auf 13° herabgesunken, so kriechen sie nach innen, und andere treten an ihre Stelle als Kälteschutz. Sinkt die Temperatur noch weiter, so gehen die Tiere auseinander und beginnen zu „heizen“. Die meisten setzen sich auf die Waben, atmen stark und schwirren mit den Flügeln, wodurch die Temperatur der Traube schließlich auf 25° steigt. Dann wird die Traube wieder dichter, bis neue „Heizung“ nötig ist. Natürlich ist diese Heizung durch Körperbewegung sehr anstrengend und die Tiere bedürfen der Nahrung, die ihnen dann von andern Bienen aus den Vorratzszellen gebracht wird.